

Im Heppächer 13, Esslingen *Martin und Sylvia Greiffenhagen* Die Sanierung eines Handwerkerhauses

Das Haus Im Heppächer 13 steht im Handwerker- und Weinbauernviertel der Esslinger Altstadt. Erbaut wurde es als alemannisches Fachwerkhaus wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Daß dieses Haus als ein unter dem First geteiltes Doppelhaus errichtet wurde, verleiht ihm ein besonderes historisches Interesse, aber mit der geringen Breite und großen Tiefe auch einen im Vergleich zu heutigen Wohnvorstellungen unüblichen Grundriß. Die Besitzer haben dennoch die innere Struktur des Gebäudes bewahrt und nicht nur die äußere Hülle, sondern auch viele aus der langen Lebenszeit des Bauwerks stammende Baudetails wie die Treppen, Fußböden und Türen erhalten. Altersbedingte Veränderungen wie die schräge Decke im Erdgeschoß und überhängende Wände wurden belassen, Neues mit viel Feingefühl eingefügt. Die ebenfalls im Laufe der Jahrhunderte veränderte Fachwerkfassade wurde nicht freigelegt, sondern wieder verputzt. In diesem schonenden Umgang mit dem alten Haus kommt eine beispielhafte und zukunftsweisende Einstellung zum Ausdruck, die nicht auf eine durchgreifende Erneuerung oder phantasievolle Rekonstruktion, sondern auf schonende Reparatur zielt.

Mit dieser Begründung hat am 16. Oktober 1983 der Vorsitzende des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, Professor Willi K. Birn, in Horb den Peter Haag-Preis 1983 an Sylvia und Prof. Dr. Martin Greiffenhagen und damit zugleich dem Architekten Michael Karst überreicht.

Vorgeschichte

Und es wird wirklich alles wieder so, wie es war? Das mußten wir der achtzigjährigen Besitzerin des Hauses versprechen. Sie war in ihm aufgewachsen und bewohnte es schon ein Jahrzehnt allein. Bevor sie starb, bestimmte sie, daß wir es bekommen sollten. Über Freunde hatten wir von dem Haus und der alten Besitzerin erfahren, dazu von ihrem eigenwilligen Ziel, ihr Haus nur jemandem anzuvertrauen, der so wenig wie möglich ändern würde. Wenn sie es jetzt sehen könnte, wäre sie gewiß zufrieden. Das meint auch ihre Nichte, die das Haus von Kind auf kennt und sich nach wie vor in ihm zurechtfindet. Alles hatte damit angefangen, daß wir wieder in einer richtigen Stadt wohnen wollten: zu Fuß gehen; frische Brötchen zum Frühstück holen; um die Ecke ein Eis essen; Gemüse einkaufen am Ende der Straße; auf dem Weg dorthin beim Fischhändler vorbeischaun; Post, Bank, Wäscherei und Friseur in der Nähe haben; in Konzerte, Theater, Ausstellungen

und Kino gehen, ohne ins Auto steigen zu müssen; mit der S-Bahn zu unseren Arbeitsplätzen in Stuttgart fahren. Und Nachbarn wollten wir auch wieder haben.

Da schien uns Esslingen günstig. Wir suchten eine Wohnung im Zentrum der Stadt und hörten dabei von dem Sanierungsgebiet «Block H». Gleich bei unserem ersten Besuch im Haus waren wir uns einig; *Das ist es*. Dabei sprach viel gegen das Haus: Es hing schief nach Süd und Ost. Heute wissen wir, daß seine Neigung über alles 60 cm beträgt! Das erste Gutachten riet zum Abbruch, das zweite, nachdem das Haus unter Denkmalschutz gestellt worden war, war auf einen bedenklichen Ton gestimmt. Die Sanierung würde sehr teuer. Unsere Freunde sprachen auch gegen das Haus. Einzig seine schöne Lage inmitten des alten Stadtteils in der Nähe des Wolfstors ließen sie gelten.

Kleinbürgerviertel

Das Haus Im Heppächer 13 steht in einem Handwerker- und Weingärtnerviertel am Ostrand der Esslinger Altstadt. Hier lebten über Jahrhunderte die kleinen Leute der Stadt; schmale, niedrige Häuser, kleine Gärten und Höfe, auch Ställe. Heute wohnen in dieser Gegend noch immer einige Handwerker und Weingärtner. Die meisten der früheren Bewohner hat es aber inzwischen in die Esslinger Neubauviertel gezogen. Man sehnte sich nach sonnigen Räumen, man war die Treppen leid, wünschte sich einen Garten rund um das Haus; wie es ihnen das betuchtere Bürgertum seit der Mitte des 19. Jahrhunderts vorgelebt hatte, in ihren Villen mit Blick auf die Stadt.

Unser Viertel erlitt das Schicksal vieler Altstädte, es verfiel langsam. Die Zusammensetzung seiner Bewohner veränderte sich. Ausländer und alte Esslinger, die aus Anhänglichkeit oder aus Not blieben, stellten einen von Jahr zu Jahr steigenden Anteil. Erst langsam und als es fast zu spät war, erwachte das öffentliche Gewissen gegenüber diesen einfachen Stadtvierteln. Die Marktplätze der alten Städte hatte man früher wieder hergerichtet.

Unser Haus steht in einem Sanierungsgebiet, das von vier Straßen umschlossen wird. Der Wohnblock wurde im ganzen saniert. Hinterhäuser, Schuppen, Kaninchen- und Hühnerställe wurden entfernt. Neue Häuser füllen die Baulücken, die durch Abbruch entstanden waren. Unter dem neugewonne-

nen Innenhof liegt eine Tiefgarage. Oben ist Platz für Gartenparzellen und eine gemeinsam zu nutzende Fläche mit Bänken und Spielplatz. Inzwischen sind fast alle Häuser bezogen, von einer Einwohnerschaft, die aus verschiedenen Nationen, Berufen und Schichten gemischt ist.

Ein Haus für Handwerker und Arbeiter

Unser Haus ist das älteste in diesem Esslinger Sanierungsgebiet. Es ist ein typisches Handwerkerhaus aus dem Mittelalter, um 1500 nach den Wohn- und Arbeitsbedürfnissen eines Handwerkers der Zeit gebaut: Das Erdgeschoß diente als Werkstatt und Verkaufsraum, die oberen Stockwerke beherbergten je drei Zimmer. In der Mitte des ersten Obergeschosses die Küche mit freiem Zugang zur Treppe nach unten: So konnte die Hausfrau Gesellen und Lehrbuben beaufsichtigen, wenn der Meister fort war. Zur Straßenseite lag der einzig geheizte Raum mit Bohlenbalkendecke und Bohlenwänden als Wärmeschutz. Diese Stube diente der Großfamilie als Aufenthaltsraum.

Über der Stube befand sich im zweiten Obergeschoß vermutlich ein Schlafzimmer. Man konnte es wärmen, wenn man vor dem Zubettgehen eine Falltür im Boden ausklappte: Die warme Luft der Stube stieg nach oben. Auf diese Falltür wies in unserem Haus nur noch ein Ausschnitt zwischen den Deckenbalken der Stube hin. Wir haben ihn gelassen: als baugeschichtliche Erinnerung. In den Zimmern beider Obergeschosse zur Hofseite hin schliefen Kinder, Gesellen, Lehrbuben oder Dienstboten.

Das dritte Obergeschoß diente früher als Bühne oder Boden, zur Lagerung von Brennholz, zum Wäschetrocknen und Dörren von Früchten, Pilzen und Kräutern. Es ist jetzt ein moderner Wohnraum.

Ein typisches Baudetail vieler Altstadthäuser findet sich auch in unserem Haus: der Abort, wie ein Starrenkasten an die Hauswand zur Hofseite gehängt. Er ist jetzt auf modernen sanitären Stand gebracht und nicht mehr aus Holz. Hinter dem Haus liegt ein Gärtchen, lang und schmal. Wir haben es als verzierten Nutzgarten angelegt, wie es ihn früher häufig gegeben hat: mit kleinem Pflasterhof, Mittelweg und streng geometrischen Beetformen.

Handwerkerhäuser waren meist klein, entsprechend dem schmalen Geldbeutel ihrer Bauherren. Unseres ist an Schmalheit kaum zu übertreffen, mit 4 m Breite und 10 m Tiefe. Der größte Raum ist die Stube im Obergeschoß, sie mißt 19 m². Die anderen Zimmer sind kleiner, teilweise winzig. Die Raumhöhen sind niedrig, im Erdgeschoß je nach Neigung des Hauses zwischen 1,75 und 2,10 m. Wer über

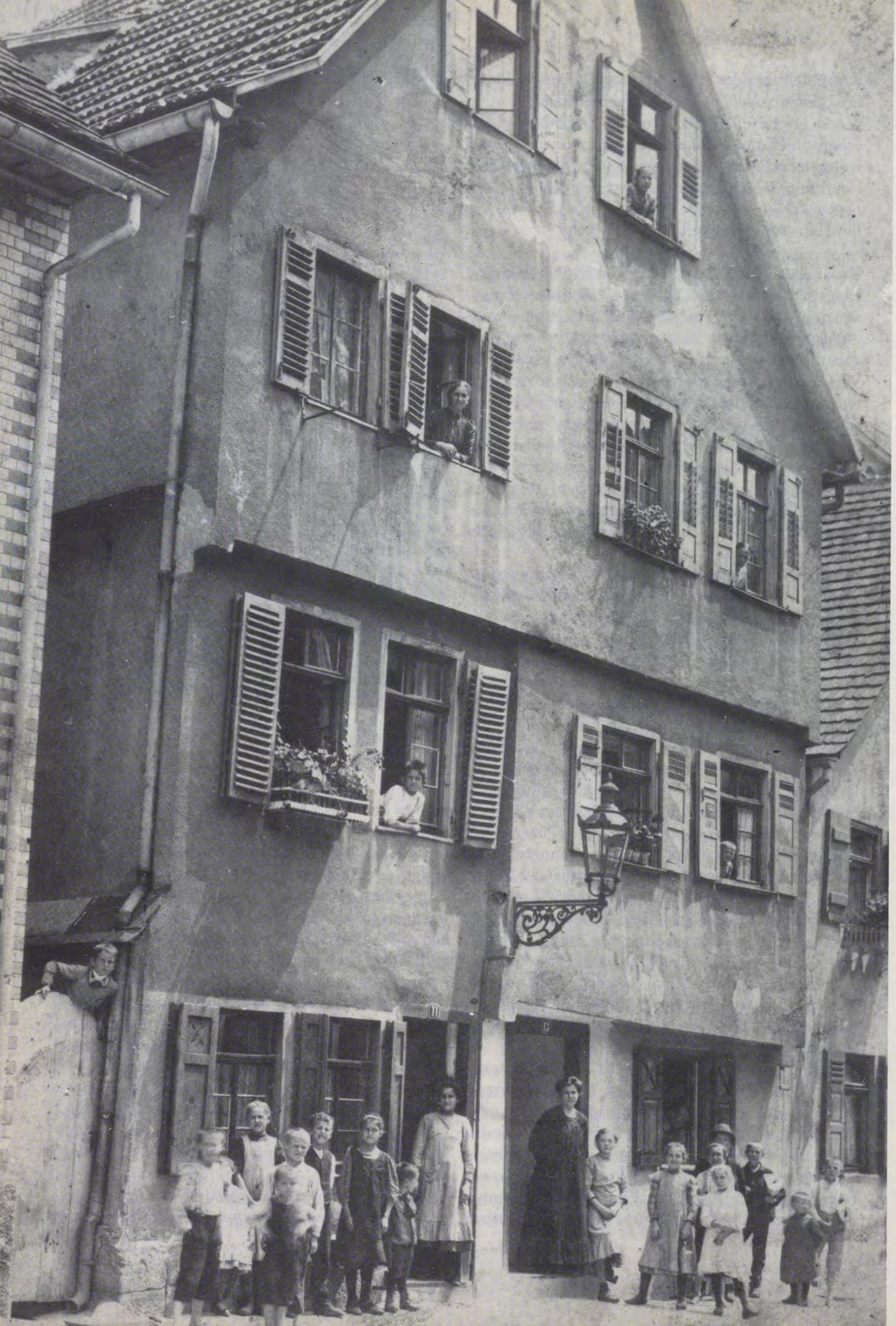


Stube mit Bohlenbalkendecke, Bohlenwänden und Riemenfußboden. Die Holzböden blieben im ganzen Haus erhalten.

1,80 m groß ist, der stößt leicht an Balken, jedenfalls muß er beim Betreten der Zimmer unter dem Türrahmen den Kopf einziehen. Die Tür zum Garten ist nur 1,60 m hoch. Sie in den Deckenbalkenbereich hinein zu erhöhen, hätte den Raumeindruck des Erdgeschosses zerstört.

In einem solchen Handwerkerhaus lebte ursprünglich wohl nur eine Familie. Wer die Bauherren unseres Hauses waren, werden wir leider kaum mehr herausfinden können: Über so bescheidene Häuser geben die Akten des Esslinger Stadtarchivs nur spärliche Auskunft. Allein Kaufs- und Verkaufsdaten sind festgehalten. Handwerkerhäuser blieben meist über Generationen im Besitz derselben Familie und wurden deshalb nicht aktenkundig. Steuerlisten und Brandakten als Quellen heranzuziehen, ist langwierig und mühsam. Erst seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts fließen die Quellen reichlicher.

Über die Bewohner unseres Hauses und ihre Berufe seit 1769 wissen wir inzwischen Bescheid: Sie waren



Metzger, Weingärtner, Schumacher, Schlosser und Schneider, die Frauen Handschuhnäherinnen und Wäscherinnen, später dann zunehmend Fabrikarbeiter und Fabrikarbeiterinnen. Die Geschichte unseres Hauses spiegelt auf exemplarische Weise Niedergang und Proletarisierung der Handwerker-schicht im 19. Jahrhundert: Die Besitzer wechselten rasch. Kaum war das Haus erworben, zwangen die sich rapide verschlechternden Wirtschaftsverhältnisse schon wieder zum Verkauf. Mehrmals taten sich einige kleine Handwerker oder Arbeiter als Käufer zusammen. Um das Haus halten zu können, mußte man untervermieten. Das Adreßbuch von 1847 nennt als Bewohner dieses Hauses mit 100 m² Wohnfläche:

Rapp, Carl, Weingärtner

Berger Ferdinand, Weingärtner, ledig

Muff, Lorenz Melchior, Fabrikarbeiter

Schöttle, Luise, Handschuhnäherin

Vettinger, Margarete, Spuhlerin.

Noch das Foto von 1920 zeigt, wie viele Menschen damals in dem kleinen Haus lebten. Dabei sind auf dem Bild nicht einmal alle Bewohner zu sehen: Die Buben waren beim Militär.

Baugeschichte: zuerst ein gotisches Reihenhhaus

Aus zwei Gründen wurde unser Haus unter Denkmalschutz gestellt: Das Haus Nr. 13 bildet zusammen mit Nr. 11 ein Doppelhaus. Beide Häuser sind seit dem Mittelalter durch die Fachwerk-konstruktion verbunden und haben ein gemeinsames Dach. Im übrigen sind sie selbständig: Eingänge, Treppenhäuser, Keller, Dachräume, Ver- und Entsorgungen.

Solche Doppelhäuser wurden häufig von Leuten gebaut, die wenig Geld hatten. Die Stadtväter des Mittelalters haben diese Bauweise vermutlich unterstützt, ergibt sie doch eine stattliche Hausfront an Stelle von schmalbrüstigen Häuschen wie dem unseren. In Oberschwäbischen Städten findet man heute noch einige dieser gotischen Reihenhäuser. In Esslingen ist unseres, so weit wir wissen, das einzige.

Der zweite Grund für den Denkmalschutz galt unserer Haushälfte allein: Es ist die Stube mit Balkendecke und, wie sich beim Bau zeigte, zwei gut erhaltenen Holzwänden mit Bohlen von 40 bis 50 cm Breite und 8 cm Stärke. Beim Abbeizen der mit vielen Schichten Ölfarbe bestrichenen Deckenbalken fanden wir Reste von Schablonenmalerei in schwarzer Kaseinfarbe, vermutlich aus der Erbauungszeit. Die Motive und ihre Wiederkehr wurden von Fachrestauratoren in sorgfältiger Puzzlearbeit herausge-



Heutige Straßenfront der Haushälfte Im Heppächer 13, Esslingen

Auf der linken Seite: Im Heppächer 11 und 13, ein Foto aus dem Jahre 1920 zeigt das Doppelhaus und seine Bewohner.

funden. Dann wurden sie ausgebessert oder wiederhergestellt.

Das Haus verbirgt seine Baugeschichte nicht. Nur die Stube ist rein gotisch geblieben. Viele Details zeigen die späteren Architekturphasen: Das Dach war in der Barockzeit neu aufgesetzt worden und ist jetzt noch einmal völlig erneuert. Barock sind Türgriffe, Türbänder und Fenstervorreiber. Das Biedermeier hinterließ Spuren im zweiten Obergeschoß: Das frühere Schlafzimmer wurde zum Wohnraum mit größeren Fenstern, Deckenstuckfries und Parkettfußboden. Aus dem Biedermeier stammen, wie uns Kenner belehrten, auch Fensterfutter, Türfutter und die handgestemmten Türen. Die Decke im Erdgeschoß schließlich wird von einem Stahlträger gestützt, den wir erst häßlich fanden, heute aber ehrwürdig nennen: Er stammt aus der Zeit um die Jahrhundertwende, ist somit wohl einer der ersten überhaupt verwendeten Stahlträ-

ger. Wann Treppen, Riemenfußböden oder Sockelleisten eingebaut oder ersetzt wurden, kann niemand genau sagen: Über Jahrhunderte hat man ähnliche Formen, Materialien und Techniken verwendet.

Sanieren und doch nicht im Mittelalter leben

Kleinbürgerhäuser wie unseres machen in den heutigen Altstadtzentren die Mehrzahl der Bauten aus. Trotzdem – oder gerade deshalb – haben Bau- und Kunsthistoriker sie selten beachtet: Wenn schon diese Häuser das eine oder andere interessante Detail aufweisen mögen, so ist ihr künstlerischer Wert bescheiden. Sie stellen keine spektakulären Bau- und Kunstdenkmäler dar. Kein Wunder, daß unser öffentliches Bewußtsein wenig Sinn für ihre Schönheit entwickelt hat.

Entsprechend lieblos wird dann oft «saniert»: Erhalten bleibt allenfalls die Fassade, innen entsteht ein Neubau. Oft muß selbst die Hausfront noch weichen: Das statische Gutachten rät zum Abbruch. Auf diese Weise verschwinden immer mehr Kleinbürgerhäuser aus unseren Städten. Der Tübinger Denkmalpfleger Dr. Hubert Krins nennt die Gründe im einzelnen: *Die Raumhöhen sind niedrig . . . , die Beleuchtung ist sparsam, der Raumzuschnitt mit den Vorstellungen heutiger Wohnungseinrichtungen – man denke nur an die üblichen Möbelprogramme – nicht in Einklang zu bringen. Das Haus kann die von Baurecht und Richtlinien geforderten Normen nicht buchstabengetreu erfüllen, es sei denn, man verzichtet auf alles, was seinen Wert ausmacht, auf seine gestalterische Eigenständigkeit und auf seine nur ihm gehörenden geschichtlichen Merkmale,* (In: SCHWÄBISCHE HEIMAT Heft 1983, 1, S. 48)

Darum ging es: Das Alte zu achten und schonend zu sanieren; auf Nachteile, die sich nicht ändern ließen, vorbereitet zu sein; und bei alledem doch nicht im Mittelalter zu leben. Diese drei Aufgaben haben wir gelöst: Das Haus ist das alte geblieben. Nach einjährigem Wohnen wissen wir, daß wir mit den Nachteilen zurechtkommen. Und schließlich wohnen wir als moderne Menschen in diesem Haus, mit Bädern, Medien, fünf Telefonen und einer Sonnenterrasse im Dachstock.

Lernprozeß Sanierung

Sobald wir wußten, daß wir das alte Haus kaufen würden, haben wir uns an das Thema Sanierung gemacht. Wir waren beide völlig unerfahren. Natürlich fingen wir theoretisch an – eine Berufskrankheit –, mit Büchern aus Bibliotheken. Gleichzeitig sahen wir uns in alten Städten um, besonders im

oberschwäbischen Allgäu, besuchten Heimatmuseen und lernten auf diese Weise, worauf wir früher nie geachtet hatten: Wie waren Fassaden gegliedert? Welche Dachdeckung gehörte auf welches Haus? Wie waren die Wände verputzt, außen und innen? Was für Fußbodenbeläge waren zu welcher Zeit in welchen Häusern?

Geschichten dafür, wieviel wir lernen mußten, gibt es viele. Zum Beispiel die Fenster: Wir wußten weder, was ein Kämpfer noch was ein Vorreiber ist. Wir hatten noch nie auf Fensterrahmen, ihre Maße, Profile und Farben geachtet. Wir hatten keine Ahnung von der Einteilung der Sprossen, der Anordnung von Lüftungsflügeln. Heute sind wir beinahe Fachleute dafür und jedenfalls stolz auf unsere Fenster. Oder die Riemenfußböden: Als wir das Haus erwarben, waren die Böden unansehnlich grau, mit dicken Schichten alter Wachs- und Farbreste bedeckt. Abziehen und versiegeln wollten wir sie nicht. Also fragten wir uns durch, in der Nachbarschaft, bei Heimatmuseen, in Drogerien, bei Berufs- und Laiensanierern. Jeder nannte ein anderes Rezept, keines überzeugte uns voll. Die Lösung fand sich bei einer alten Dame unseres Viertels, die solche Böden von früher noch kannte: mit Stahlwolle spänen, dann mit Schmierseife einreiben und mit Hartwachs verschließen. Schmierseife sollte sich später noch häufiger als Geheimtip erweisen, sie ist zur Pflege von altem Holz wie von Fliesen gut geeignet.

Als letztes Beispiel unserer Lernprozesse die Behandlung alter Fliesen: Der schöne überkommene Terrazzoboden in der Küche war nicht heil durch den Umbau zu bringen, von Holzfußboden im Bad riet unser Architekt ab – was also? In Frage kamen

Neues Fenster mit Kämpfer und Lüftungsflügeln; die Klappläden konnten erhalten werden.



Cotto-Fliesen, Terrazzofliesen oder Glattstrich wie in alten norddeutschen Häusern. Als wir noch überlegten, stießen wir auf eine Aachener Firma, die mit altem Baumaterial handelt. Hier konnten wir ausgebaute Bodenplatten aus dem 17. und 18. Jahrhundert erstehen, sogar für das Erdgeschoß, das ursprünglich Holzpflaster bekommen sollte. Aber dieser schöne Kauf brachte neue Probleme: Wie sollte man die alten Platten schonend von Kalkresten säubern, wie wurden sie verlegt, welcher Mörtel war verwendbar? Normaler Zementmörtel blüht durch. Dies traurige Schicksal erleiden alte Tonplatten häufig; sogar in Heimatmuseen haben wir es gesehen. Wie und womit konnte man die Platten vor oder nach dem Verlegen imprägnieren? Auf der Suche nach Antworten telefonierten wir mit dem Altonaer Museum, mit dem Cloppenburg Freilichtmuseum, mit den Dombaumeistern von Aachen und Ulm. Schließlich fanden wir eine passable Lösung, dazu einen Plattenleger, der bereit war, mit uns das Experiment zu wagen.

Gleichzeitig mit solchen Überlegungen fingen wir an, den Innenausbau zu planen: Wie wollten wir in dem Hause leben, ohne seinen Grundriß zu ändern? Lange vor Baubeginn wußten wir genau, wie wir die Zimmer verteilen und nutzen würden.

Architekt und Handwerker ziehen mit

Mit unserem Architekten, Dipl.-Ing. Michael Karst aus Stuttgart, hatten wir großes Glück: Bereitwillig ging er auf unsere Vorstellungen ein und förderte unser Ziel einer möglichst schonenden Sanierung mit vielen Ideen. Er gewann Handwerker, die Sinn für unsere altmodischen Wünsche hatten. Haustür und alte Balken, Türschlösser und Vorreiber trieb er selbst auf. In der «heißen» Bauphase war er jeden Tag für Stunden im Haus und legte bei kniffligen Sachen selbst Hand an. Wie schwierig allein die Aufmessungsarbeiten waren, weiß nur er selbst: Wir sahen nur sein sorgenzerfurchtes Gesicht, wenn wieder 20 cm «fehlten».

Auch mit den Handwerkern trafen wir's gut; viele mußten ja ungewohnte Techniken verwenden und mit ausgefallenen Materialien umgehen: mineralischem Putz, Kalk. Die Sockelbretter sollten den krummen Wänden folgen, mußten also gebogen werden. Für die Fensterprofile mußte ein eigenes Messer hergestellt werden. Vor allem der Plattenleger hatte es schwer; er brauchte Geduld und viel Liebe zur fugenlosen Verlegung der alten Fliesen und Platten, dazu noch diagonal. Die Mühe hat sich gelohnt: Fliesenwände und Fußböden sehen heute so aus, als hätten sie immer zum Haus gehört.



Rote Ton-Platten aus dem 18. Jahrhundert, diagonal und press verlegt. Das Treppenhaus wurde erhalten.

Bei der Sanierung haben wir in jeder Hinsicht große Sorgfalt geübt: Das Haus wurde statisch im gegenwärtigen Zustand gesichert. Seine Neigung wurde belassen. Auf einen Ausgleich der Deckengefälle durch Anheben der Tragbalken wurde verzichtet, auch im Falle der extrem niedrigen Decke im Erdgeschoß. Der Grundriß und die Treppenführung des Handwerkerhauses wurden beibehalten, Lichteinbußen bei den in der Mitte liegenden Räumen in Kauf genommen. Es wurden durchweg alte Handwerkstechniken und alte Materialien verwandt: Das Dach ist mit Ton-Biberschwänzen gedeckt. Wo die alten Lehmwickel in den Wänden ersetzt oder ergänzt werden mußten, da wurden Ziegel verwendet.

Beschädigte oder zu schwache Holzteile wurden durch Holz ersetzt, an sichtbaren Stellen durch altes Holz.

Alle Wände sind mit mineralischem Putz versehen und wurden gekalkt.

Die handgestemmen Türen und Fensterläden wurden erhalten oder nachgebaut.



Küche. Fußboden mit Platten aus dem 17. Jahrhundert, diagonal und press verlegt.

Zimmer im Geschmack des 19. Jahrhunderts: größere Fenster, Deckenstuckfries und Parkettfußboden.



Die Sprossenfenster haben Kämpfer und die früher üblichen kleinen Lüftungsflügel über dem Kämpfer. Auf Griffe haben wir durchgängig verzichtet zugunsten alter Vorreiber.

Die hohen Sockelbretter wurden nachgebaut.

Der Stuckfries im Eßzimmer wurde wieder hergestellt.

Die Treppen wurden während des Baus geschützt und haben alle Arbeiten gut überstanden. Die Wägen wurden von Ölfarbe befreit und mit Bienewachslasur behandelt, die Stufen teilweise ausgebessert. Die Treppe zum Dachgeschoß, das früher Dachboden war, ist neu in schlichter, aber besonders sorgfältiger handwerklicher Ausführung.

Eine als Antiquität erworbene eichene Tür mit Rautenmuster und altem Schloß ersetzt die baufällige und erst in jüngerer Zeit eingebaute Haustür.

In zwei Zimmern wurden die vorhandenen alten Riemenfußböden während der Bauphase geschützt und belassen. Im Flur und zwei weiteren Zimmern wurden die Holzböden vor Beginn der Sanierung aus- und später wieder eingebaut. Alle Böden wurden gespänt und gewachst.

Die Bodenplatten im Erdgeschoß, in Duschbad, WC und Küche, die Wandfliesen in WC und Küche wurden antiquarisch besorgt. Sie stammen aus dem 17. und 18. Jahrhundert.

Wie lebt es sich heute in einem mittelalterlichen Haus?

Folgende Bedingungen wollten wir gern, konnten wir leicht oder mußten wir halt akzeptieren:

Das Haus hat viele, teilweise winzige Zimmer.

Wir wohnen auf sechs Stockwerken, wenn man Keller und Bühne mitrechnet. Eßzimmer, Bad und Dachgeschoß erreichen wir nur auf dem Weg durch die Küche. Die Geräuschisolierung ist schlecht. Fußböden und Treppen knarren. Da das Treppenhaus durchgeht, sind Dachstock und Erdgeschoß akustisch miteinander verbunden. Türen fallen ins Schloß, der schrägen Wände wegen. Türschwellen und Deckenbalken verlangen Vorsicht oder Gewöhnung. Die mit Holzdecke und Holzwänden ausgekleidete Stube ist dunkel. Moderne Möbelprogramme passen nicht in die kleinen und niedrigen Räume.

Manche dieser typischen Altbau-Schwierigkeiten brachten für uns keine Probleme. Einige konnten wir durch rechtzeitige Planung vermeiden oder abschwächen. Mit dem Rest müssen wir zurechtkommen. Einige Beispiele: Die vielen kleinen Zimmer sind für uns günstig. Wir arbeiten beide zu Hause, brauchen also ohnehin mehr Zimmer.

Das Treppensteigen hält sich durch die Einteilung des Hauses in mehrere Wohnbereiche in Grenzen: Die beiden unteren Geschosse werden hauptsächlich vom Hausherrn, das obere vor allem von der Hausherrin bewohnt, das mittlere dient gemeinsamer Nutzung. Neben der Stube im ersten Obergeschoß liegt eine Teeküche: für den nachmittäglichen Tee, den abendlichen Wein und die Bewirtung von Gästen. Wir tragen das hier anfallende Geschirr nicht hinauf in die Küche, sondern spülen es rasch dort ab. Das gerade rechtzeitig entwickelte Familien-telefon der Post spart viele Laufwege.

Knarrende Fußböden stören uns nicht. Die mangelnde Schallsolierung können wir zum Teil durch geschickte Nutzung der vielen Zimmer auffangen. An die Türschwellen haben wir uns längst gewöhnt. Man «betritt» einen Raum bewußter, wenn man den Fuß heben muß. Die dunkle Stube und die verschiedenen Lichtwerte in den Räumen finden wir interessant; ein Regentag wird als dunkel erlebt. Wer lesen will, muß ans Fenster rücken. Wenn die Sonne scheint, geben Licht und Schatten auf Böden und Wänden ein schönes Spiel. Außerdem: Von Stockwerk zu Stockwerk wird es heller, bis zum voll ausgeleuchteten dritten Obergeschoß mit Dacheinschnitt und Markise gegen zu viel Südsonne. Das Prinzip der unterschiedlichen Ausleuchtung des Hauses gilt übrigens auch für das künstliche Licht: Wir haben – mit Ausnahme von Stube und Eßzimmer – keine Lampen, sondern im ganzen Haus Spotlights, die sich verschieden richten lassen.

Nun noch zur Frage der Möblierung: Besitzer von Schrankwänden und Sitzgarnituren könnten mit unseren kleinen Zimmern nichts anfangen. Wir hatten immer schon einzelne Möbel. Sie fügen sich jetzt gut ins Haus. Einige stehen sogar besser als bisher in unserer Neubauwohnung. Schränke und Bücherregale nehmen Keller und Erdgeschoß auf. So bleiben die Zimmer frei und bringen eine gute Raumwirkung. Bei der Einrichtung half uns unsere Freundin, Innenarchitektin Helga Griese, Stuttgart. Ihr Rat hat viele Probleme gelöst und manchen Raum schöner gemacht.

Als das Haus fertig war, luden wir zu einem Tag der offenen Tür ein: Freunde, Nachbarn, Handwerker und alle, die mit dem Bau zu tun hatten. Als sie alles angeschaut hatten, war die frühere Skepsis verfliegen, man fand unser Experiment gelungen. Unter den Gästen war ein Ehepaar, das uns vom Peter Haag-Preis erzählte und uns Mut zur Bewerbung machte. Die Frist lief noch, Architekt Karst machte Farbfotos, wir schrieben den Bericht – und freuen uns heute mit ihm, daß unser kleines Haus so große Beachtung findet.



Dacheinschnitt mit kleiner Terrasse.

Moderner Wohnraum im Dachgeschoß.

